



DIE HEXEN VON FORRES

Eine wahre Schauergeschichte
aus alter Zeit



Die Hexen von Forres

Eine wahre Schauergeschichte
Aus alter Zeit

Inhalt

Erstes Kapitel - Der Hexentanz	7
Zweites Kapitel - Der nächtliche Ritt	10
Drittes Kapitel - Der Meuchelmörder	12
Viertes Kapitel - Prinz Rothsay und sein Onkel	15
Fünftes Kapitel - Der Hungerturm	21
Sechstes Kapitel - Eine Freundin in der Not	25
Siebentes Kapitel - Verrat und Tod	27
Achtes Kapitel - Die Strafe	31
Neuntes Kapitel - Eduard, König von Schottland	32
Zehntes Kapitel - Die Hexe am Earn	36
Elftes Kapitel - Der Königsmord und seine Rache	39

Erstes Kapitel

Der Hexentanz

War das eine grause Nacht, die Valentinsnacht in Schottland im Jahre 1076. Wetter und Stürme zogen heulend durch das Land, als wäre die ganze Hölle los; Blitz auf Blitz zuckte durch die kohlrabenschwarze Gewitternacht hin, als wollten sie Himmel und Erde zerreißen und in Flammen setzen, und die Donner rollten am Firmament auf und ab, dass die festesten Gebäude zitterten und die Felsen in ihren Grundfesten wankten. Die Kinder zitterten in ihren Bettchen, Alt und Jung, Väter und Mütter sprangen erschrocken aus dem Schlaf auf und knieten angstvoll zum Gebet nieder, während der greise Großvater, welcher bereits 90 Jahre an seinem nun silbergrauen Haupt vorübergehen sah, kopfschüttelnd nachwankte und vor sich nachdenklich himurmelte: »Nun ist es wohl das Ende der Welt; denn solch grauenhaftes Spiel der Natur habe ich in meinen 90 Jahren nicht erlebt, und ich war doch Seemann und an Stürme wie ans Essen gewöhnt.«

So sprachen und grübelten die Leutchen in ihren Suben, während die Fenster klirrten, die Mauern der Häuser wankten und draußen von der Gewalt des Sturmes Bäume entwurzelt oder entzweigebrochen, ja mitunter ganze Wohngebäude abgedeckt wurden. Die ganze Luft war wie von höllisch heulenden Dämonen bevölkert.

Nirgends aber ging es schauerlicher her als auf der Ebene von Forres. Vom Stadtturm klang es eben zwölfmal wimmernd in den Sturm hinein, da wurde es lebendig auf der großen Ebene und Gespenster fuhren durch die Nacht.

Das waren die Hexen von Forres. Von allen Weltgegenden stürmten sie daher in langen, teils mit schmutzigen, weißen, flatternden Kleidern, die einen auf einem Besen oder Mistzacke reitend, die anderen in Sieben oder Kot-schwingen, einige auf einem alten, zerzausten Totentuch, welches sie wohl dem Messner der alten Klosterkirche entführt haben mochten, einherfahrend. Grinsend, mit entfleischten Armen und furiosen Gesichtern, zischelnde Schlangen um Hals und Arme, die Augen wild und glühend, als brenne Höllenfeuer drinnen, so fuhren sie daher und ließen sich auf der Ebene von Forres nieder.

Schnell schürten sie dort ein mächtiges Feuer an und setzten einen gewaltigen Kessel, umgeben von einer Schar gräulicher Dämonen, darein, in welchem die Erste der Hexen einhergefahren gekommen war.

Nun begann ein Heulen und Wimmern, ein Weinen und Wehklagen, als wären alle Märzenkatzen los; dann wieder jauchzten und tanzten sie um den Kessel herum und sprangen unter schrecklichen Gebärden und Grimassen über und durch das Feuer. Zuletzt aber warfen alle, was sie auf ihrer Fahrt gesammelt hatten, in den Kessel und huben einen gräulichen Gesang an, so ungefähr wie folgt:

*Tigerblut und Maulwurfszähne,
Fröschebrut und Jungfernräne,
Rattengift und Mäuseschwänze,
von des Dachses schmieriger Ränze
mischet in des Kessels Glut
mit dem Schaum der Hundewut.*

*Feuer lodre, Kessel glühe,
mache gar die Zauberbrühe!*

*Katzenaugen werft hinein,
Warzen auch vom Mutterschwein,
das die Jungen alle fraß,
Mauerschierling, merket das,
so man schnitt im Mondenschein,
Misteln, Disteln frisch vom Rain!*

*Feuer lodre, Kessel glühe,
mache gar die Zauberbrühe!*

*Schlangeneier, Drachenleber,
Würmer aus der Toten Gräber;
soll die Mischung kräftig sein,
gießt das Blut des Kindes auch drein,
das die Hexe jüngst erwürgt:
Dann ist des Zaubers Geist verbürgt.*

*Schnell gerührt, den Kessel umkreist,
das weckt der Brühe den rechten Geist.
Nun seh'n wir die Zukunft nicht mehr als
Traum.*

*Seht, wie es steigt, schon hebt sich der Schaum,
schon hebt in die Luft sich die Blase, o seht,
worin das Schicksal der Menschen steht,
Das Schicksal der Helden, der Nahenden, auch.
Auf! Lasst uns sie grüßen nach Hexenbrauch.*

Zweites Kapitel

Der nächtliche Ritt

Wirklich ritten in dem nämlichen Augenblicke zwei Männer aus dem nächsten Wald heraus. Kaum, dass sie sich vor der Gewalt des Sturmes auf ihren Pferden zu halten vermochten. Den Hut tief in das Gesicht gedrückt und fest in den weiten Reitermantel gehüllt, ritten sie schweigsam nebeneinander. Die Pferde schnaubten von Zeit zu Zeit wild empor und wühlten den Boden mit den Hufen auf, als witterten sie irgendetwas Gefährliches, bis die Sporen der Reiter sie wieder gewaltsam vorwärts trieben, ohne dass sich diese jedoch selbst hierdurch aus ihrer behaglichen Ruhe hätten aufrütteln lassen. Plötzlich aber fuhren die beiden Reiter wie aus einem Traum empor, griffen entschlossen nach den Schwertern und warfen die Mäntel zurück.

Sie hatten in der Luft aus der Ferne bereits den entsetzlichen Lärm vernommen. Es war das Heulen der Hexen im Tanz um ihren Kessel, aber das Brausen und Wüten des Sturmes übertönte denselben bald wieder, sodass sie dieses Höllenspektakel nur mit Unterbrechungen vernehmen konnten. Trotzdem blieben sie beide in ihrer kampfbereiten Haltung und ritten kühn, aber vorsichtig, weiter. Nun konnte man die Reiter in ihrer ganzen Gestalt erblicken und beim Leuchten des Blitzes erkennen, dass es Schottlands größte Helden und Feldherrn Macbeth und Banquo waren. Finster war des Ersteren Blick und gedrunken sein Körperbau; der des anderen groß und schlank, seine Haltung edel und entschlossen. Sie hatten vor einigen Tagen einen blutigen Sieg gegen die Normannen für ihren König erfochten

und kehrten nun zurück vom Kampf, um ihm die Siegesnachricht selbst zu überbringen, während ihre Heere in kurzen Tagesmärschen nachfolgen sollten.

Als die Helden nun auf dem freien Platz anlangten, in dessen Mitte die Hexen das Feuer angeschürt hatten, kamen ihnen diese kreischend entgegen und riefen: »Heil dir, Macbeth! Heil dir, Besieger der Normannen, Schottlands Held! Seine Krone wird dein Haupt noch zieren!«

Betroffen und erstaunt über das unerwartete Schauspiel, welches die Schrecken der sturmvollen Nacht noch grauenhafter machte, wichen sie einen Augenblick zurück und rissen unwillkürlich die Schwerter aus der Scheide.

Aber die Hexen erhoben sich höher und begannen von Neuem zu Banquo gewendet: »Heil auch dir, Banquo, treuester Diener deines Königs und deines Landes! Auf keines Würdigeren Haupt ruhte zwar Schottlands Krone, denn auf deinem; doch sollst du sie niemals selbst tragen, aber ein Königsgeschlecht erzeugen, das Jahrhunderte dauern und dich als Ahnen und Stammvater preisen wird!«

Da fuhr plötzlich Macbeth zornig empor und schrie den Hexen entgegen: »Stehe Antwort, Höllenbrut, von woher naht ihr solche Kunde!«

Ein hell aufzuckender Blitz, als hätte er das ganze Firmament zerrissen, mit darauffolgendem erschütterndem Donnerschlag gab ihm die Antwort; Hexen und Kessel aber waren wie Seifenblasen in der Luft zerstoßen und verschwunden. Am fernen Klosterturm schlug es ein Uhr.

Hoch erhoben sich die Pferde der beiden Helden, schlugen mit den Hinterhufen nach allen Seiten und in sausen dem Galopp ging es über die unheimliche öde Ebene hinweg.

Drittes Kapitel

Der Meuchelmörder

Macbeth konnte von nun an keine Ruhe mehr finden. Der Schlaf floh seine Augen, als er, in seinem Schloss angekommen, sich auf das Lager warf. Unruhig wälzte er sich auf demselben hin und her, immer vermeinend, wann der Sturm an die Fenster schlug, die Hexen von Forres wieder zu hören, wie sie riefen: »Macbeth, Macbeth, du sollst Schottlands Krone tragen!«

Der leidige Teufel des Ehrgeizes und der Ruhmsucht war ihm bereits ins Herz und Gehirn gefahren. Was er früher nie zu denken gewagt hatte, das rief ihm immer und immer wieder der Satan ins Ohr.

»Auf, Macbeth, zaudre nicht, du sollst Schottlands König werden!«

König von Schottland wollte er gerne werden, koste es, was es wolle. Aber wie?

Auf dem Thron saß Dunkan, einer der edelsten und besten Könige, welche das Land je regiert hatten; und seine Söhne, welche nach ihm den Thron besteigen sollten, waren wohl ihres Vaters würdig. Wer hätte sich wohl hergegeben, den vielgeliebten Dunkan vom Thron zu stoßen. Nein, der verräterische Macbeth wusste sicherere Wege. Er ermordete seinen König im Schlafgemach und wusste geschickt die Blutschuld den königlichen Prinzen zur Last zu legen. Diese aber fürchteten, dasselbe Schicksal wie der Vater zu erfahren und flohen eilig aus dem Land. Acht

Tage darauf wurde der königsmörderische Wicht zum Herrscher von Schottland erwählt. Er konnte nun zufrieden

sein. Wonach er verlangt hatte, das hatte er erreicht. Die Hexen von Forres hatten wahr gesprochen. Doch der Mensch wird nie zufrieden, solange er lebt, am allerwenigsten aber der Sünder, und wenn er alle Kronen der Erde auf seinem Haupt trüge.

Die Hexen hatten auch seinem Mitgeneral, Banquo, eine Weissagung gegeben, dass seine Nachkommen Schottlands Könige werden sollten. Und warum sollte nicht diesem in gleicher Weise die Prophezeiung in Erfüllung gehen, wie ihm selbst. Und

wenn, mussten ihn nicht diese Nachkommen dann vom Thron stürzen oder ermorden, wie er selbst es seinem guten König Dunkan getan hatte? Und zudem, um wie viel glücklicher hatten sie nicht dem Banquo geweissagt als ihm? Seine Nachkommen sollten durch Jahrhunderte die Königskrone tragen und Banquo als Ahnen und Stammvater preisen und er selbst habe nicht einen einzigen Sohn, welchem er das Reich hinterlassen könnte.

So brütete Macbeth vor sich hin und konnte nie recht froh werden, weil der Teufel

des Neides und der Eifersucht ihm jede Freude verbitterte. Ein Verbrechen folgt dem anderen auf der Ferse, sagt das Sprichwort, und Macbeth hat es auch zur Genüge bewahrheitet.

Wie seinen König und Herrn, so wollte er nun auch Banquo, seinen getreuen Freund und dessen Sohn unter die Erde senden, um sich seines Lebens einmal so recht in aller Sicherheit freuen zu können. Es wurde ihm nicht schwer, Meuchelmörder unter

denen zu finden, welche Banquo nicht hold waren. Und wer hätte nicht seine Feinde?

Banquo fiel bei einem nächtlichen Ritt unter den wuchtigen Streichen der gedungenen Mörder, indem er stürzend vom Pferd die Worte ausrief: »Macbeth, Macbeth, du hast falsch gespielt!«

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Was half es Macbeth nun, den

besten Freund ermordet zu wissen? Banquos Sohn entkam glücklich nach England und die Prophezeiung der Hexen von Forres konnte demnach in Erfüllung

gehen. Er pflanzte auch das Geschlecht seines Vaters fort und wurde so der Ahnherr und Stammvater des Königsgeschlechtes der Stuarts, wohl des unglücklichsten Königshauses, das je die Erde getragen hat. Es war, als klebte ein gewisser Fluch an der Ferse eines jeden Regenten aus diesem Haus, denn kaum dass vier dieser Häupter in einem Zeitraum von 300 Jahren eines natürlichen Todes starben, nachdem ihre Regierungszeit größtenteils unter Blutvergießen und Gräuelszenen verflossen war.

Ihre Geschichte, welche auf den folgenden Blättern erzählt werden soll, wird

uns dieses zur Genüge beweisen. In Mord und Blut hatte ihre Geschichte bei dem Ahnherrn ihren Anfang genommen, in Mord und Blut setzte sie sich fort und vollendete sich. Die Hexen von Forres hatten dem Stammvater Königskronen für seine Nachkommen versprochen; um wieviel glücklicher wären sie gewesen mit dem Bauernkittel um die Schultern und dem Pflug in der Hand?

Viertes Kapitel

Prinz Rothsay und sein Onkel

Drei Jahrhunderte waren bereits verflossen, seit dem die Hexen auf der Ebene von Forres so entsetzlich gehaust hatten. Nur hie und da ein Großvater wusste seinen Enkeln noch manches Schauerliche aus jenen Zeiten zu erzählen. Da schritt eines Tages – es war ein herrlicher Septembertag – ein Jüngling von hohem, schlankem Wuchs, mit blondem, lockigem Haar und großen, blauen Augen traurig und nachdenkend in den nämlichen Wald, aus welchem Macbeth und Banquo, wie eingangs erzählt, gekommen waren, wo die Hexenschar sie begrüßte. Seine Gesichtszüge waren schön und edel, aber, man merkte es auf den ersten Blick, es lag ein tiefer Kummer in denselben. Wenn auch der Bogen, welchen er auf dem Rücken trug, vermuten ließ, dass er um der Jagd willen hierhergekommen war, so konnte man doch auch bald erkennen, dass innerer Gram ihn schwer darnieder drückte und er nur herausgegangen war, um in der Stille des Waldes denselben zu bejammern oder zu verscheuchen. Hirsche und Rehe sprangen oftmals in nächster Nähe an ihm vorüber, ohne dass er sie nur eines Blickes gewürdigt hätte. Als er sich auf einen morschen Baumstamm ermüdet niederließ und sein Haupt kummervoll in die Hände stützte, bemächtigte sich seiner ein namenloses inneres Weh. Manch schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust und gar manches Mal wollte er sich erheben und forteilen, sank aber unwillkürlich wieder zurück. Dieser Jüngling, welchen der Schmerz buchstäblich zu Boden drückte, war kein anderer als der

erstgeborene Prinz des Königs Robert III. von Schottland, des ersten Fürsten aus dem Haus der Stuarts, sodass sich also an ihm die Weissagung erfüllte, welche die Hexen von Forres dem Banquo gegeben hatten.

Robert III. war ein gutmütiger, liebenswürdiger Mann und hatte alle Eigenschaften, welche ihn angenehm und beliebt machen konnten bei den Menschen; nur zum Regenten war er nicht geboren. Statt daher selbst die Zügel der Regierung zu führen, überließ er dieselben seinem ehrgeizigen Bruder Albany, indem er glaubte, dass er auf dessen Redlichkeit am besten bauen dürfe. Aber Albany sah sich noch kaum im Besitz der Gewalt, als er bereits den ruchlosen Plan im Herzen hegte, seinen nichts Böses vermutenden Bruder mit dessen beiden Söhnen des Thrones zu berauben und sich selbst auf denselben zu setzen.

Weil, wie schon gesagt, Robert nicht scharfsinnig genug und viel zu wenig argwöhnisch war, so hatte er auch so lange die verräterischen Pläne seines Bruders nicht durchschaut, bis es schon zu spät war.

Rothsay allein, so hieß der erstgeborene Sohn Roberts III., geweckter an Geist wie sein Vater, erkannte vom ersten Augenblick an die Falschheit und Tücke Albanys, und so war es auch nur dieser, welchen Albany bei der Ausführung seiner Pläne zu fürchten hatte; denn das sah er wohl ein, dass ihm Rothsay mit einem Schlag alle seine Intrigen durchkreuzen könnte.

Der verräterische Schuft war indessen schnell entschlossen. Rothsay, der erstgeborene Prinz, musste um jeden Preis entfernt und aus dem Weg geräumt werden. Und Rothsay, der sonst so schlaue Rothsay, war unklug genug, sich demjenigen gegenüber, welchen er als seinen ärgsten Feind

hatte kennen gelernt, manche Blöße zu geben und den Absichten desselben durch sein leichtfertiges Betragen in die Hand zu arbeiten.

Anstatt mit aller Aufmerksamkeit alle Handlungen eines Oheims zu verfolgen und ihn auf allen Wegen zu beobachten, stürzte er sich unbegreiflicher Weise in alle Vergnügen und ließ allen seinen Leidenschaften die Zügel schießen. Mit höllischer Freude bemerkte Albany das Lasterleben seines Neffen, indem er dasselbe zu dessen Untergang und Sturz verwenden wollte.

Mit scheinheiliger Heuchlermiene ging er daher zu Rothsays Vater, seinem Bruder Robert III., und machte diesem ernstliche Vorstellungen über die gräulichen Ausschweifungen des Prinzen, der ein Leben führe, an dem ganz Schottland Ärgernis nehme, so zwar, dass mehrere Große des Reiches erklärt hätten, so einen Prinzen nach des Vaters Tod nie als König anerkennen zu wollen.

»Um nun dieses entsetzliche Unglück von dir und deiner Familie abzuwenden«, fügte der elende Heuchler bei, »denn Gott weiß, wie sehr mir dein und deiner Söhne Wohl am Herzen liegt, wollte ich dir den gutgemeinten Vorschlag machen, den unbesonnenen Prinzen an eine brave, ernste Jungfrau zu verheiraten. Und welche bessere und seines königlichen Ranges würdigere Braut könntest du finden, als die holde Tochter des Grafen von Douglas, des Mächtigsten deines Reiches, um so zugleich dir und deinem Haus einen starken Freund in der Not zu erwerben!«

Robert war hoch erfreut über diesen brüderlichen Rat, wie er ihn nannte, weil er meinte, ein jeder müsste es ebenso gut mit ihm und seinen Söhnen meinen, wie er mit seinem Nebenmenschen. Er hatte ein viel zu argloses Herz.

Albany aber wusste, warum er dem Rothsay eine Douglas zur Braut bestimmte. Denn abgesehen davon, dass dem Prinzen von jeher verhasst war, was Douglas hieß, hatte dieses ihm zur Braut bestimmte Fräulein so wenig von einer anziehenden weiblichen Schönheit und einem liebenswürdigen gewinnenden Herzen, was den Prinzen an sie hätte fesseln können, dass man versucht war, sie mehr für eine Furie, denn für ein Wesen des schönen Geschlechtes zu halten.

Kein Wunder also, dass Rothsay im höchsten Zorn entbrannte, als er vernahm, wie ihm sein königlicher Vater die Douglas zur Gemahlin bestimmt und ihn gleich einem Stück Vieh hingegeben habe, um Albanys Wunsch zu entsprechen und seinen Interessen Rechnung zu tragen.

»Albany, niedriger Schurke!«, rief er zu zehn Malen, »deine Rache ist furchtbar und deine Pläne sind gut ausgedacht, aber ich will sie zerreißen wie ein Spinnengewebe.« Im selben Augenblick noch setzte er sich an sein Schreibpult und schrieb folgende Zeilen an den Grafen Douglas:

Graf Douglas!

Wie ich erfahren habe, bin ich verurteilt, Eure Tochter als Gemahlin heimzuführen. Ich weiß es, dass ich mich dem Willen meines Vaters und Königs werde fügen müssen und dass Sträuben Unsinn und Torheit wäre. Aber hört, was ich von den Douglas denke, und dann schickt mir, wenn Ihr noch Lust habt, Euer sanftes Täubchen. Ich verachte die Douglas als falsche Katzen und hasse sie, wie man

Feinde nur hassen kann. Eure eulenäugige Toch-

ter werde ich heiraten, weil ich muss, lieben aber werde ich sie nie, sondern hassen, unsterblich hassen, wie jeden Douglas.

Rothsay.

»So«, sprach er darauf lächelnd zu sich selbst, »wollen wir sehen, ob der Graf noch gesonnen ist, mich als seinen Schwiegersohn zu erwählen und mich an seinen Teufel in Weibergestalt zu binden.«

Siegesfroh schickte er selben Tag noch einen reitenden Boten an Douglas mit diesem herausfordernden Schreiben.

Törichter hätte Rothsay nicht handeln können, denn nun machte er sich auch noch die Douglas zu offenbaren Feinden. So konnte sein Untergang nicht lange auf sich warten lassen.

Graf Douglas war rasend vor Zorn, als er Rothsays Brief durchgelesen hatte. Seine Stirn wurde blutrot, seine Augen sprühten Feuer, sein Puls verdoppelte sich an Kraft und Schnelligkeit. So zitternd vor Zorn und die Zähne krampfhaft aufeinander gebissen, durchmaß er mit langen Schritten sein Zimmer, bis er fluchend in die Worte ausbrach: »Ha, Bube, du sollst mir diesen Schimpf büßen, und soll der ganze Thron darüber in Trümmer gehen und ganz Schottland in Blut gebadet werden. Man soll erfahren, was es heißen will, einen Douglas zu beleidigen, und sollte der Frevler selbst der König sein!«

Stehenden Fußes begab er sich zum Herzog Albany und legte ihm den Brief des Prinzen vor. Ha, wie lachte der boshafte Albany in seinem Inneren, als er diese Zeilen las! So hatte er es gewollt und nicht anders erwartet. Bis auf diesen

Punkt wollte er seinen Neffen treiben. Nun hatte er Grund, mit aller Strenge und Rücksichtslosigkeit gegen den unglücklichen Prinzen vorzugehen. Nun war die Zeit zum Handeln gekommen. Rothsays Untergang war entschieden. Der erbärmliche Schurke fand nicht Worte genug, um dem Douglas gegenüber die Entrüstung über diesen ungezogenen Streich des Prinzen auszudrücken und doch hatte er selbst den Prinzen bis zu diesem Schritt gedrängt. Sogleich führte er den Grafen zum König und stellte ihm alles in viel grellerem Licht dar, als die Sache sich wirklich verhielt. »Doch«, so schloss der niederträchtige Heuchler und Lügner, »was läge am Ende dem Grafen an diesen wenigen Zeilen. Er sieht darin nur einen Bubenstreich, wie deren der Prinz schon mehrere vollbracht hat. Wie könnte er auch etwas Besseres erwarten von einem Prinzen, der sich selbst nicht scheut, sich mit dem Gedanken zutragen, seinen eigenen Vater vom Thron zu stoßen und die Krone an sich zu reißen. Ja, teurer Bruder, du weißt es, wie ich dich liebe, und Gott verzeihe mir, dass ich es sein muss, welcher dir diese Trauerkunde bringt. Dein eigener Sohn steht im Begriff, ein Heer zu sammeln und es gegen deine Hauptstadt, wo er bereits alles durch seine ungeheure Verschwendung für sich gewonnen hat, heranzuführen. Säume nur noch einen Tag und lass den günstigen Augenblick vorübergehen, dann schreitet dein geliebter und verhätschelter Rothsay mit seinen wilden Horten über deinen Leichnam zum Thron hinauf.« So sprach der ausgeschämte Bösewicht und der Graf Douglas stimmte ihm bei, obwohl er von der Unwahrheit der Aussage Albanys überzeugt war, aber er hatte an Albany einen Gehilfen für seinen Racheplan gegen Rothsay gewonnen und rächen wollte er sich an Rothsay um

jeden Preis für den ihm angetanen Schimpf.

Der König war ganz betroffen über diese furchtbare Anklage gegen seinen Sohn und verfügte die Gefangensetzung des Prinzen, mehr um sich dem Grafen Douglas und seinem Bruder gefällig und gefügig zu beweisen, sondern weil er etwa glaubte, dass sein Sohn wirklich so eines schändlichen Vergehens gegen ihn, seinen Vater, fähig wäre.

Fünftes Kapitel

Der Hungerturm

Kaum waren einige Stunden verflossen, nachdem Rothsay das Schreiben an Douglas abgesendet hatte, fühlte er auch all sogleich, dass er einen unbesonnenen Streich vollbracht habe und hätte ihn gern wieder ungetan gehabt, wenn mit dem Wünschen etwas geholfen gewesen wäre. Er hatte nicht einen einzigen Freund bei Hofe, dem er sich vertrauensvoll hätte mitteilen und seine Vermittlung anrufen können. Er stand allein und verlassen; ja selbst seinem Vater konnte er sich nicht mit Vertrauen nähern, weil er wusste, dass auch er beigestimmt hatte, ihm eine Braut anzuheiraten, zu der er auch nicht ein Fünkchen von Liebe in seinem Inneren verspürte. Und doch wusste sein Vater so gut wie Albany, dass ihm schon der Name Douglas das Blut in den Adern siedeln mache.

In dieser trostlosen Lage fanden wie nun den unglücklichen Prinzen am Anfang des vierten Kapitels im Wald sitzend und sein hartes Schicksal beklagend. Wie gern hätte

er seine Prinzenrechte für den armseligen Bauernkittel hingegen? Dann hätte wenigstens das Recht gehabt, sich nach seinem Gefallen eine Frau zu nehmen. Als Prinz wurde er aber wider seinen Willen hingegen. Was man weiter wegen seines Schreibens an Douglas über ihn verfügen würde, wer konnte es voraussehen? Jedenfalls hatte er nicht geahnt, dass der Schlag so schnell und gewaltig treffen würde. Denn während er im Wald klagte und seufzte, hatte man zu Hofe sein Verderben beraten und seine Gefangensetzung beschlossen.

Es war nicht zu erwarten, dass Albany lange mit der Ausführung dieses Beschlusses zaudern würde. In derselben Stunde noch sandte er seine Leute mit dem Befehl aus, den Prinzen, wo sie ihn treffen, gebunden auf sein Schloss Falkland zu bringen.

Eben wollte Rothsay von dem Baumstamm, auf welchem er saß, sich erheben, da sprangen auf einmal zwei Männer auf ihn los, warfen ihn, ehe er es sich versah, zu Boden und banden ihn gefesselt an Händen und Füßen rücklings auf das Pferd, und fort ging es in wilder Eile über Stock und Stein, dass der Prinz von dem wilden Jagen ganz wund und zu Schanden geritten wurde. Doch das wäre wohl noch das Wenigste gewesen. Aber nun brach die Nacht herein.

Die Wege und Steige wurden immer erbärmlicher. Zu allem Überfluss erteilte sie ein Gewitter, welches schon lange drohend am Horizont gestanden hatte. Der Regen goss in Strömen herunter. Und wie auch der Jüngling, geschüttelt von Frost, flehentlich bat, man möchte ihn eine sitzende Stellung einnehmen lassen oder doch ihn mit einer Decke schützen, dass der Regen ihm nicht immer ins Gesicht strömte, konnte er doch weder das eine noch das andere

von den hohnlachenden rohen Gesellen erhalten und musste so zwei Stunden lang in Sturm und Regen rücklings auf dem Pferd liegen. Was half es, dass er den elenden Burschen mit Strafe und furchtbarer Rache drohte? Sie wussten zu gut, dass, wer einmal in Albanys Klauen gefallen war, kaum mehr Zeit fand, sich an ihm und seinen Dienern zu rächen.

Rothsay sollte es an sich selbst erfahren. Auf dem Schloss Falkland angekommen, durchnässt, von Frost und Fieber geschüttelt, wurde er in ein finsternes Kellerloch geworfen und seinem Schicksal überlassen. Allerdings fühlte er in selbiger Nacht nichts mehr; denn erstarrt vor Kälte und ganz besinnungslos von dem wütenden Schmerz, welchen ihm die Wunden verursachten, die er auf diesem grausamen Ritt erhalten hatte, fiel er bewusstlos zur Erde und war froh, endlich einmal ruhen zu können, unbekümmert darum, wie sein Ruhelager beschaffen war. Aber Welch ein trauriges Erwachen, als er den folgenden Tag erschrocken die Augen aufschlug und erst nach und nach sich ins Gedächtnis rief, wie er in diesen elenden Zustand gekommen sei.

Da lag er nun, der königliche Prinz, der bisher in den weichsten Lagern geruht hatte, auf schmutzigem Boden, in einem Kellerloch ohne alle Bequemlichkeit, ohne Bett und ohne Bank, kaum dass durch eine kleine Öffnung, welche in schiefer Richtung nach oben in den Schlosshof hinausging, einige spärliche Strahlen hereindrangen und seine Behausung, von deren Wänden das Wasser herunterrann, ein wenig beleuchteten und erwärmten. Mühsam erhob sich nun der Prinz. Seine Haare, welche ein Königsdiadem hätten schmücken sollen, waren mit Schmutz und Schlamm

besudelt, seine Kleider durchnässt und vom Blut seiner Wunden aneinandergeklebt. Als er sich nun eine trockene Stelle zum Liegen oder Sitzen suchen wollte, glaubte er nach langem, vergeblichem Umhertasten im Halbdunkel endlich in einer Ecke des Kerkers einen weißen Stein entdeckt zu haben. Freudig über die gemachte Entdeckung schleppte er sich in die Ecke. Aber welch schreckliche Enttäuschung! Statt des Steines fand er das entfleischte, ausgedorrte Gerippe eines Menschen, der wohl auch einmal hier sein Leben hat beenden müssen. In jedem anderen Augenblick wäre ihm wohl vor diesem schrecklichen Anblick das Blut in den Adern gestockt. Nun nahm Rothsay, durch sein Unglück schon beinahe stumpf geworden, den hohlen Schädel und sprach wie im Irrsinn: »O du einziger Genosse meiner Leiden, du hast wohl auch durch die Menschenfreundlichkeit des Schlossherrn hier einst deine Tage beschlossen und ich sollte wohl dein Unglück in mir selber ehren. Aber höre den Pakt, den ich mit dir schließen will. Solange ich bei dir hier weile, gewährst du mir ein trockenes Plätzchen auf deinen dürren Gebeinen. Ich aber schwöre dir: Wenn mein Schicksal besser sein soll, als einstmals das deine war und ich jemals noch diesen Kerker verlasse, ich werde dich rächen, wie noch keiner gerächt worden ist, und wie du hier vermodert bist, soll es Albany an deiner Seite!«

So sprach der unglückliche Prinz, welchen das Unglück bereits halb irrsinnig gemacht hatte, sich auf die Totengebeine hinstreckend.

Sechstes Kapitel

Eine Freundin in der Not

In solcher Lage verlebte Rothsay bereits 4 Tage mit seinem knochigen Zellengenossen, ohne dass er in seiner stillen Kerkereinsamkeit gestört worden wäre, außer mittags und abends, wo der Kerkermeister ihm Speise und Trank vorsetzte, aber ohne ein Wort zu sprechen.

Daran wäre dem Prinzen nun wenig gelegen gewesen, ob dieser ihm das Essen schweigend oder plaudernd brächte. Eine ungleich bedenklichere Miene aber machte er, als am vierten Tag der Kerkermeister gar nicht mehr erschien. Doch überredete er sich alsbald, dass dieses nur aus Versehen geschehen wäre und wartete so, obwohl mit hungrigem Magen, den folgenden Tag ab. Der nächste Tag brach an, es schlug zwölf Uhr mittags, schlug sechs und neun Uhr abends, aber niemand erschien, der ihm auch nur einen Bissen zu essen, einen Schluck zu trinken gebracht hätte. Eine furchtbare Ahnung stieg in seinem Inneren auf. Indem er mit verzweifeltem Blick auf die Wände seines Kerkers schaute, sprach er in gepresstem, klagendem Ton: »O ihr Wände meines Kerkers, sagt mir, ich bitte euch, seid ihr die Mauern des schrecklichen Hungerturmes. Doch nein, sagt es nicht, ich bitte euch, sagt Nein, sagt Nein, wenn euch das Leben eines jungen Prinzen noch erbarmt. Und du, mein Genosse«, sprach er in halber Verzweiflung weiter und küsste den Totenschädel, als hätte er einen lebenden Kameraden vor sich, »und du, mein Genosse, bist du durch Hunger gestorben? Nein, nicht wahr, du bist nicht durch Hunger hier umgekommen. Ein meuchelmörderischer Dolch

hat deinen Herzschlag stehen gemacht? Sage Ja, lieber Freund! Lieber 30 Dolchstiche in der Brust als verhungern. Aber nein, er schweigt. Nun ja, ich merke es wohl an deinem entfleischten Antlitz, an deinen abgezehrten Armen, dich quält der Hunger mehr als mich. Doch ich will barmherziger sein als Albany. Stirb, Kamerad, ehe du verhungerst.« Mit diesen Worten schleuderte er den Schädel an die Wand, dass er in Splitter zersprang.

Dann lachte er wild auf und schrie: »So stirbt, wer nicht verhungern mag. Ich folge deinem Beispiel, Kamerad!«

So deklamierte der arme Prinz, der, wie man aus seinen Worten ersieht, schon halb wahnsinnig geworden war, fort und stand schon im Begriff, sich seinen Kopf an der Wand zu zerschmettern, als er plötzlich durch das Kellerfenster vom Hof herab, leise, aber deutlich seinen Namen rufen hörte. Er fuhr wie aus einem Traum auf. Mit einem Mal war er ganz verändert. Schon glaubte er den Retter vor sich zu haben, der das Eisengitter des Fensters zersprengte und ein Seil herunterließ, welches ihn mit einem Schwung in Freiheit setzen sollte. Und wirklich, es kam langsam ein Seil herunter. Mit fieberhafter Hast ergriff es der Prinz und wollte sich emporschwingen; aber im selben Augenblick gab das Seil nach und fiel zur Erde. Nun erst merkte er, dass etwas daran befestigt war. Sogleich bemächtigte er sich desselben. Von oben aber hörte er dieselbe Stimme wieder flüstern: »Nehmt, Prinz, das Stückchen Kuchen und das Wasser, welches ich Euch in verschlossenem Gefäß hinabgelassen habe. Es ist leider das Einzige, was ein altes, armes Weib geben kann. Ich werde alle Tage abends wiederkommen. Haltet Euch noch einige Tage ruhig. Für jetzt kann ich leider zu Eurer Befreiung nichts tun. Doch kommt Zeit,

kommt Rat.«

Mit diesen Worten verschwand die Frau im Dunkel der Nacht, ohne des Prinzen Dank abzuwarten. Der Prinz war nun allerdings in seiner Hoffnung auf Befreiung getäuscht; aber doch konnte er wieder einige Tage sein Leben fristen und so vielleicht die Stunde noch erleben, wo für ihn ein Retter und Befreier erschiene.

Siebentes Kapitel

Verrat und Tod

Zwölf Tage waren wieder verflossen. Mit pünktlicher Treue hatte das alte Mütterchen tagtäglich zu essen und zu trinken gebracht. Ja, sie tat während dieser Zeit noch mehr. Allmählich machte sie Vorbereitungen zu seiner Befreiung, ohne dem Prinzen etwas davon mitzuteilen. Als sie ihm durch die Kelleröffnung zuflüsterte, dass er sich zu seiner Befreiung um zwölf Uhr Mitternacht bereithalten sollte und, um ihn stärker und kräftiger zu machen, ihm auch ein größeres Stück Kuchen brachte, da zitterte der Prinz vor Aufregung und Freude, wenn er daran dachte, dass er Leben und Freiheit wiedergewinnen sollte.

Mitten in seiner freudigen Stimmung aber vernahm er mit einem Mal leise Tritte auf der Treppe, welche vom Inneren des Schlosses in seinen Kerker führte. Wer mochte es wohl in so später Stunde sein? Der Prinz dachte hin und her. Ist es vielleicht ein Meuchelmörder oder ist es gar schon sein Befreier? Während er so zweifelte und sann, bemerkte er, dass die Schritte bereits bis zur Kerkertür herangekommen

waren, dort aber plötzlich inne hielten. Es war eben offenbar, dass vor der Tür jemand horchte. Der Prinz konnte mit sich gar nicht ins Reine kommen. Vielleicht war es sein Retter, dass die alte Freundin etwa einen Diener Albanys bestochen hätte, und dieser warte auf ein Zeichen von ihm, um zu wissen, ob er vor die rechte Kerkertür gekommen sei. Vielleicht aber war es auch sein Kerkermeister, welcher erforschen wollte, ob er noch lebe oder bereits des Hungertodes gestorben sei. Was sollte er machen? Verhielt er sich ruhig und wie tot, wie leicht konnte es geschehen, dass man ihn selbe Nacht noch fortschaffte und in eine Grube verscharrte? Oder wenn man seinen Betrug entdeckte ihn sogleich ermordete? In dieser gefährlichen Lage hielt er es daher für das Beste, einen gebrochenen Laut, wie den eines Sterbenden, von sich zu geben, um so einerseits, wenn es etwa sein Retter wäre, diesem seinen Aufenthalt anzuzeigen, andererseits aber, wenn es sein Kerkermeister sein sollte, erkennen zu geben, dass er bereits in den letzten Zügen läge und den Verdacht fernzuhalten, dass er von einer anderen Seite her Lebensmittel erhielt. Er seufzte daher leise und kaum hörbar in sterbendem Ton. Es war kaum getan, vernahm er auch schon, wie der Horcher sich langsam wieder entfernte. Nun glaubte er seine Befreiung gesichert. Mit gespannter Erwartung harrte er, bis es vom Kloster herüber zwölf schlug. Und wirklich hörte er zur bestimmten Zeit ein leises Geräusch an seinem Kerkergerüst und glaubte zu bemerken, wie man selbes hinweg zu nehmen und die Öffnung zu erweitern bemüht sei. Dann gewahrte er, wie man ihm leise ein Seil herunterließ, um sich daran hinaufzuschwingen. Schon hielt er es fest in seinen Händen und erwartete nur mehr den Befehl, wenn er zu klettern begin-

nen sollte, als er plötzlich oben einen unterdrückten Schrei und einen dumpfen Fall vernahm. Darauf war alles wieder ruhig und still, wie in der einsamsten Mitternacht. Einige Minuten später hörte er vor dem Fenster die regelmäßigen Tritte eines Wachtpostens. Nun war es ihm zur verzweifelnden Gewissheit geworden, dass der ganze Rettungsplan verraten wurde. Rothsay selbst hatte seinen Verräter gemacht, denn da der Kerkermeister nicht begreifen konnte, wie ein Mensch sechzehn Tage ohne Speise und Trank, wenn auch in dem elendesten Zustand noch leben sollte, kam er auf den Gedanken, dass er wohl von außen her Lebensmittel erhalten würde. Dieselbe Nacht noch wollte er sich von der Wahrheit seiner Vermutung überzeugen und traf so das alte Mütterchen bei ihrem Befreiungsversuch.

Tags darauf warf man dem Prinzen ein abgeschlagenes Haupt durch das Fenster. Es war der Kopf seiner treuen Pflegerin. Er küsste es wie das Antlitz seiner Mutter und benetzte es mit Tränen der innigsten Dankbarkeit. Er wusste, dass er ihr bald folgen würde.

Neun Tage darauf öffnete der Kerkermeister das Gefängnis und fand den unglücklichen Prinzen tot. Seine Lippen waren zerbissen, seine Arme zerfleischt bis auf die Beine. Mit seinem eigenen Fleisch und Blut wollte er die Qual des Hungers mildern.

Albany hatte sein Ziel erreicht.

Da erinnerte sich endlich der grausame Vater, dass er nur mehr einen Sohn habe und sah ein, dass er um seinen Erstgeborenen schmachlich betrogen worden war. Um daher seinen zweiten Sohn vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren, schickte er ihn nach Frankreich, damit er, wie er sagte, dort zum vollkommenen Ritter ausgebildet würde;

in Wahrheit aber nur, um ihn den Klauen Albanys zu entreißen.

Dieser durchschaute denn auch sogleich die Absicht des Königs, seines Bruders, und erkannte, dass es nun gelte, die Regierung vollständig an sich zu reißen, wenn nicht seine ganze bisherige Schlaueit und Grausamkeit zu Schanden werden sollte. Als er daher vernahm, dass der zweitgeborene Prinz nach Frankreich geschickt werden sollte, wollte er diese Gelegenheit benutzen, um seine Pläne gänzlich zur Ausführung zu bringen und auch diesen Prinzen unschädlich zu machen. Er benutzte dazu die Feindseligkeit, welche damals zwischen dem König von Schottland und dem von England bestand. Kaum war der Prinz auf einem Schiff nach Frankreich abgefahren, ließ Albany dieses dem König von England melden, welcher denn auch sogleich mehrere Schiffe ausrüsten und den Prinzen verfolgen ließ. Da die englischen Schiffe viel besser waren als die der Schottländer, so wurde das Schiff des Prinzen auch alsbald eingeholt und dieser selbst gefangen genommen. Albany hatte zum zweiten Mal seinen Plan durchgeführt und konnte so sich der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, dass der Thron nun ihm und seinem Sohn anheimfalle, zumal er die Engländer ganz für sich gewonnen hatte und diese um keinen Preis den gefangenen Prinzen herausgaben.

Dieser zweite Schlag brach das tiefgebeugte Herz des unglücklichen Vaters, der nun allerdings zu spät erkannte, wie schmäzlich er von seinem leiblichen Bruder um Söhne und Thron betrogen worden war.

Nach einigen Monaten schon starb der gute König aus Gram über diese Schlechtigkeit seines Bruders.

Achtes Kapitel

Die Strafe

Nach Albanys Tod bestieg Murdak, sein Sohn, den Königs-
thron. Ein schwachköpfigerer und feigerer Fürst hatte noch
niemals Schottlands Krone getragen. Umso übermütiger
und anmaßender aber waren dessen Söhne. Mit beispiello-
ser Frechheit verübten sie die ärgsten Freveltaten. Wollte
sich jemand widersetzen, dann büßte er es sicherlich mit
dem Tod. Achtzehn Jahre hatten sie in frecher Weise ge-
hauert; da traf sie dann die Rache. Eduard, dem Bruder Rot-
hsays und Sohn Roberts III., wurde es, da der frühere eng-
lische König starb, durch ein großes Lösegeld seine Freiheit
zu erlangen, und kehrte somit in sein Vaterland zurück.
Alle Schotten, welche noch dankbar das Andenken seines
milden Vaters im Gedächtnis hatten und die Albanys als
die ärgsten Bluthunde hassten, empfingen den Prinzen mit
offenen Armen und ergriffen die Waffen für sein Recht auf
Schottlands Krone. Murdak mit seinen Söhnen wurde ge-
fangen genommen und alle drei wegen ihrer schlechten
Verwaltung des Reiches zum Tode verurteilt. Im Angesicht
des Schlosses, welches sie sich durch die härtesten Erpres-
sungen beim Volk aufgebaut hatten, starben sie den Tod
durch das Beil, begleitet von den Flüchen und Verwün-
schungen ihrer einstigen Untertanen. Nun nahm Eduard I.,
Roberts zweitgeborener Sohn, die Zügel der Regierung in
die Hand und wahrlich, das Land bedurfte eines Regenten
wie Eduard.

Mild und freundlich gegen jedermann, aber streng und
unversöhnlich, wo er sah, dass irgendeine Ungerechtigkeit

verübt wurde, erwarb er sich bald die Liebe des ganzen Volkes. Anders war es jedoch beim Adel, welcher während Murdaks Regierung gegen das gemeine Volk die größten Grausamkeiten sich erlaubte und nun zu seinem Schrecken entdeckte, dass er im neuen König einen das Unrecht mit aller Strenge bestrafenden Herrn gefunden hatte. Und Eduard lieferte den Grafen und Großen seines Reiches auch alsbald den Beweis, dass vor ihm der Große wie der Kleine gleiches Recht und gleiche Ansprüche habe. Das nächste Kapitel wird uns davon überzeugen.

Neuntes Kapitel

Eduard, König von Schottland

Eben war die Sonne eines herrlichen Septemberabends hinter den blauen Bergen hinabgesunken. Die Landleute saßen gesellig auf den Bänken vor ihren Häusern und sprachen über dieses und jenes, von Nachbar Veiths glücklicher Hochzeit und von dem jähen Tod des Gevatters Patherson, welcher unglücklich vom Wagen gestürzt und tot liegen geblieben war und dergleichen. Da kam ein Knabe fast außer Atem dahergelaufen und schrie schon von Weitem, zu ihm zu kommen und zu sehen, was er eben Schönes hinter dem Haus entdeckt hätte. Da galt keine Ausrede, die Mutter musste unbedingt mit ihm. Aber welch ein schrecklicher Anblick. Sie sah nicht weit entfernt eine gewaltige Feuersäule auflodern und erkannte mit Entsetzen, dass es das Häuschen des alten Patherson, welches dieser seiner armen Frau als einziges Erbteil hinterlassen hatte, in Flammen auf-

ging. Mit Blitzesschnelle sprangen alle auf diese Nachricht auf, um der Unglücksstelle zuzueilen und zu retten und zu helfen, so viel in ihren Kräften stand. Als sie aber noch kaum die Hälfte Weges gekommen waren, sahen sie des unglücklichen Patherson Frau in Verzweiflung daher eilen, jammernd und klagend über das Elend, in welches sie Graf MacDonald gestürzt hatte.

Der Name dieses Grafen war bekannt und gefürchtet im ganzen Land. Es gab keinen ärgeren Bösewicht, Räuber und Mörder weit und breit. Wenn ihn die Langeweile plagte, setzte er sich mit seinen Leuten zu Ross, raubte und plünderte ganze Dorfschaften aus. Wollte sich jemand widersetzen oder beklagen, dann ließ er ihn peitschen, wenn nicht gar ermorden. In seinem Übermut wusste er nicht mehr, was er noch alles beginnen sollte. Nicht selten ereignete es sich, dass ihn die Lust anwandelte, bei Nacht einen Brand zu sehen und sich deswegen zur Unterhaltung ein oder das andere Haus anzünden ließ, gleichviel, ob es einem Reichen oder Armen gehörte. So hauste dieser Tyrann in seiner ausgedehnten Grafschaft und hatte wieder ein sprechendes Beispiel seines grenzenlosen Übermutes geliefert. Weil des Patherson Frau es gewagt hatte, seine Jagdhunde, deren er ein ganzes Rudel sein Eigen nannte, mit Steinen aus ihren Feldern zu verjagen, zog sie sich den Zorn des Herrn Grafen zu. Infolge davon sollte sie ihr Haus, ihr einziges Hab und Gut, mit allem, was sie bereits gerettet hatte, in Flammen aufgehen sehen.

Als sie zu ihren Nachbarn gekommen war, welche ihr eben zu Hilfe eilen wollten, drehte sie sich noch einmal um und sah wehmütig zurück, wie die gefräßigen Flammen ihre teure Habe verzehrten. Nun erwachte ihr ganzer Zorn

gegen den elenden Frevler. Sie brach in eine Flut von Flüchen und Verwünschungen aus, in welche ihre Nachbarn getreulich einstimmten.

Ungesehen aber ritt in diesem Augenblick der bisher unbemerkte Graf auf die Gruppe zu und herrschte alle in wildem Zorn an: »Wer von euch hat hier zu klagen und zu schmähen?«

Alle verstummten wie auf Kommando, denn sie fürchteten dasselbe Schicksal zu erfahren, wie des Pathersons unglückliche Frau. Dieses aber entbrannte nun in heftigsten Zorn, als sie ihrem übermütigen Feind gegenüberstand.

Ihm entgegentretend sprach sie kühn: »Ich habe hier zu klagen und Euch zu verfluchen, weil Ihr mein Hab und Gut mir vernichtet habt, wozu Ihr kein Recht hattet. Doch, ich hoffe, es wird in Schottland noch Recht zu finden sein, oder ich müsste nicht wissen, dass Roberts Sohn Eduard auf dem Thron sitzt.«

»Also zum König wollt Ihr wandern?«, sagte MacDonald höhnisch. »Der Weg dahin ist gar beschwerlich, tolles Mütterchen, rau und bergig und an die 30 Stunden. Weil Ihr zu so einem Marsch auch Schuhe braucht und diese hoffentlich verbrannt sind, so will ich Euch deren verschaffen, so fest und stark, dass Ihr Jahre lang darauf sollt laufen können.«

So sprach der Graf spöttisch und ließ die Frau von seinen Leuten auf sein Schloss führen. Als sie dort ankam, befahl er, ihr die bloßen Füße mit Hufeisen wie einem Pferd zu beschlagen und schickte die arme Frau in diesem elenden Zustand fort. Wochenlang lag sie hilflos auf ihrem Krankenlager unter den furchtbarsten Schmerzen, bis sie endlich wieder hergestellt und die Wunden geheilt waren.

Doch sie hatte während dieser Zeit nicht vergessen, was sie dem Grafen angedroht hatte und begab sich, kaum genesen, in ihrem ärmlichen Zustand an den Thron König Eduards, um dort Recht und Gerechtigkeit zu fordern. Sie erhielt auch, was sie verlangte und hoffte.

Eduard empfing sie mit größter Freundlichkeit. Furchtbar entbrannte sein Zorn, als er von dem Frevel vernahm, welchen man sich an dem Gut einer armen Witwe erlaubt hatte. Zur selben Stunde noch schwor er die Schandtath empfindlich zu rächen. Er selbst setzte sich mit seinen Leuten und Soldaten zu Ross, belagerte die Burg MacDonalds und verwandelte sie ganz und gar in einen Schutt- und Aschenhaufen. Den Grafen aber ließ er an den Galgen hängen und mit ihm noch zehn andere Große des Reiches, welche ähnliche Grausamkeiten an ihren Untergebenen verübt hatten.

Alle, welche noch Sinn und Liebe für die Gerechtigkeit auch dem Armen gegenüber hatten, jubelten freudig dem König entgegen; selbst die Besseren unter den Grafen und Adeligen des Reiches. Aber bald bekamen diese Letzteren selbst die Hand Eduards zu fühlen.

Jeder dieser Grafen war sozusagen ein kleiner König in seiner Grafschaft, ohne dass ihm der König des Reiches etwas vorzuschreiben hatte, wenn er nicht zuvor den Grafen mit der Schärfe des Schwertes bezwang. Dieser jämmerliche Zustand verdross Eduard I. nicht wenig. Er wollte von nun an nicht mehr bloß König heißen, sondern es einzig und allein auch sein. Die Grafen sollten, wie es sich gehörte, des Königs Vasallen sein und ihm in allem gehorchen. Dass übrigens solches nicht ohne den erbitterten Kampf abging, ließ sich von vornherein erahnen.

Zehntes Kapitel

Die Hexe am Earn

Kaum hatten die Großen des Reiches von dem Unterfangen Eduards gehört, begannen sie alles gegen den König in Bewegung zu setzen. Der König sollte durch eine Revolution gestürzt werden. Nun merkte Eduard, dass er gegen diese übermütigen Herren mit unbeugsamer Strenge auftreten müsse. Er ließ daher das Haupt derselben, den Grafen Grahame, gefangen setzen und nicht eher frei, bis er ihm auf ritterliches Ehrenwort gelobt hatte, nie mehr das Schwert gegen ihn zu ergreifen oder Revolte zu beginnen. Grahame versprach alles unter einem Eid, nur um wieder frei zu werden. Aber Eduard hätte wissen sollen, dass ein königs- und vaterlandsverrätherischer Schurke auch imstande ist, seinen Eid und sein Ehrenwort zu brechen. Grahame war zu verwegem, ehrgeizig und voll von Hass gegen Eduard, als dass er ihm so schnell die lange Gefangenschaft, in welcher er ihn gehalten hatte, verziehen hätte. Sobald er daher seine Freiheit erlangt hatte, ging er daran, sich zu rächen. Durch seine Schlauheit gelang es ihm sogar, Freunde und Genossen in der nächsten und vertrautesten Umgebung des Königs zu gewinnen, welche geeignet waren, ihm zu gelegener Zeit in die Hände zu arbeiten. Nachdem er auch noch andere Große des Landes auf seine Seite gebracht hatte, zog er sich in das Gebirge zurück und ließ von dort aus dem König melden, dass er nicht gesonnen sei, den erzwungenen Eid zu erfüllen, sondern dass er Krieg mit ihm führen wolle bis aufs Äußerste. Der König lächelte verächtlich bei dieser Nachricht, ließ auf Grahames Haupt einen Preis set-

zen und kümmerte sich nicht weiter um ihn, indem er ihn als einen Narren betrachtete.

Leider sollte er die Sache alsbald von einer gar ernsten Seite kennen lernen.

Es nahte damals eben die Weihnachtszeit und Eduard hatte beschlossen, zu derselben seinen Freunden und Freundinnen ein großes Fest in der Stadt Perth zu geben. Er zog mit seinem ganzen Hof, mit vielem Gefolge und Dienern, ab. Sein Gefolge stellte er unter die Leitung und Aufsicht eines gewissen Grafen Alexander, welchen er wegen der Feinheit seiner Sitten und der hohen Verehrung, welche er sich dadurch allerwärts vonseiten des schönen Geschlechtes erwarb, immer nur den König der Liebenswürdigen nannte.

Glücklich und in der heitersten Laune ging die Reise vonstatten bis an den Fluss Earn, welchen man in Kähnen überschiffen musste, weil man damals nicht so viele Brücken hatte, wie heutzutage. Schon wollte der König den Kahn besteigen, um an das andere Ufer überzusetzen, da erschien mit einem Mal an dem entgegengesetzten Ufer ein altes Weib mit flatternden Haaren und einem langen, schwarzen Kleid.

Eben war die Sonne hinter den gegenüberliegenden Bergen hinuntergesunken. Sie überzog den ganzen Horizont mit rotglühendem Abendrot. So von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, mit warnendem erhobnem Arm, vergrößerte sich das Weib zu einer Riesengestalt, welche in dieser ergreifenden abendlichen Naturscheinung nur noch an Furchtbarkeit gewann. Erschrocken riss Graf Alexander den König, welcher bereits einen Fuß in den Kahn gesetzt hatte, zurück und deutete stumm und lei-

chenblass auf die gespenstige Erscheinung am jenseitigen Ufer. Die ganze Gesellschaft war stumm vor Erstaunen und sah bald die Gestalt, bald den König besorgnisvoll an.

Nun schien sich das Weib noch höher emporzurichten, erhob warnend die knochige Hand und rief mit schneidig gellender Stimme durch die bewegte Abendluft: »Überschreite nicht diesen Fluss, o König! Oder du wirst niemals mehr an seine Ufer zurückkehren!«

Die Worte waren noch nicht verklungen in der Luft, da verschwand mit einem Mal die Erscheinung, wie sie gekommen war. Nur von den nahen Felsen und Bergen hörte man es wohl noch viermal widerhallen.

»Überschreite nicht diesen Fluss, o König! Oder du wirst niemals mehr an seine Ufer zurückkehren.«

Einer sah den anderen verwundert und erschreckt an, als dieses Spektakel vorüber war. Nur der König betrachtete lächelnd und gleichgültig den Grafen Alexander und sprach: »Ho, ho, mein Graf, zittert Ihr für Euer Leben? Sollt doch kein Mann mehr heißen. Dieses alte Weib hat Euch alles Blut aus den Wangen vertrieben. Bei Gott! Will doch nicht hoffen, Ihr glaubt an so eine alberne Komödie!«

»Weiß nicht, Majestät«, erwiderte Alexander noch zitternd an allen Gliedern, »ob die Komödie so albern kann genannt werden, denn wie ließe es sich erklären? Aufrichtig gestanden, mein König, ich fürchte für Euer Leben, zumal, wie Ihr selber wisst, eine Weissagung vorhanden ist, dass in diesem Jahr ein König eines grausamen Todes sterben soll.«

»Nun ja«, erwiderte leichthin der König, »dieser König mögt Ihr und mag ich sein. Wir beide sind und heißen Könige, Ihr seid eben ein König der Liebenswürdigen. Wie

aber nun ich bereit bin, mein Leben für Euch in die Schanze zu schlagen, so mögt Ihr das Gleiche für mich tun. Und nun vorwärts über den Fluss!«

Man fuhr also, obwohl mit einer gewissen Beklommenheit, über den Fluss und kam den selbigen Abend noch glücklich nach Perth, wo der König sich in der Abtei einlogierte, während seine Leibwache in der Stadt einquartiert werden musste, da man im Kloster keinen Platz mehr für sie hatte.

Elftes Kapitel

Der Königsmord und seine Rache

Im Taumel der festlichen Freuden zu Perth vergaß man alsbald die drohenden Worte der Hexe am Fluss Earn und gab sich mit ganzer Seele allen Lustbarkeiten hin. Der König selbst legte diese Zeit hindurch alle ernste Beschäftigung beiseite und verlegte sich ganz und gar auf unterhaltende Spiele.

Besonders machte es ihm Vergnügen, im großen Klosterhof zu seiner Erholung nach dem Essen Ball zu schlagen. Dabei ereignete sich ihm nun häufig der Unfall, dass der Ball öfters in den Klosterkeller durch eine nicht verschlossene Öffnung rollte. Die dadurch herbeigeführte Unterbrechung der Unterhaltung ärgerte den König und so ließ er eines Tages diese Öffnung zumauern.

Bereits war so die Zeit, welche zum Aufenthalt in Perth bestimmt war, glücklich abgelaufen und der König entschlossen, für den nächsten Tag die Abreise festzusetzen.

Da sollte sich die Drohung der Hexe am Earn in furchtbarer Weise erfüllen. Der König war an diesem Tag besonders guter Laune, wie noch nie die ganze Zeit dieses Festes. Als das Mahl, welches er zum Abschied gegeben hatte, vorüber war, unterhielt er sich noch in der größten Heiterkeit mit seiner Gemahlin und ihren Hofdamen. Er war gesprächig wie noch nie und machte die drolligsten Scherze und Witze. Die Grafen und Großen hatten sich bereits alle entfernt, und auch Alexander hatte sich vor kaum 5 Minuten von seinem König und Freund verabschiedet.

Als der König so mit den Hofdamen in der gemütlichsten Lage sich befand, kam ein Diener atemlos und leichenblass zur Tür hereingestürzt und deutete, vor Schrecken kaum zu Worte kommend, immer nur nach dem Fenster. Die ganze Gesellschaft kam durch diesen unerwarteten Besuch in verwirrte Aufregung und eilte erstaunt und erschrocken zugleich an das von dem Bedienten bezeichnete Fenster. Der König selbst war der Erste, welcher der Gebärde des Dieners folgte, aber kaum an das Fenster getreten, wendete er sich wieder betroffen zurück und rief mit etwas zitternder Stimme: »Bei Gott und allen Heiligen, wer hat das Höllengespenst wieder auf diese Berge versetzt!«

Die Königin aber stieß, an das Fenster getreten, einen Schrei des Entsetzens aus.

Es war die Hexe vom Fluss Earn, welche in womöglich noch furchtbarer Gestalt auf den gegenüberliegenden Bergen klagte und jammerte: »O wehe, wehe dem König! Wehe, wehe den Stuarts!«

Als der sonst so gefasste und mutige König diesen Jammerruf vernahm, wurde ihm selbst ganz kalt um das Herz und sein feuriges Auge suchte besorgt in dem Zimmer um-

her, ob er nicht irgendeinen Mörder in seinen Ecken entdeckte.

In dem nämlichen Augenblick sah man an den Fenstern der anderen Seite des Salons starken Fackelschein und vernahm einen heillosen Lärm. Der König, welchen dieses Ereignis wieder aus seinem Sinnen aufrüttelte, sprang zu dieser Seite, um zu erfahren, was es gäbe, riss das Fenster auf und vernahm nun deutlich die Worte: »Nieder mit dem Könige, nieder mit den Stuarts!« Nun fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Er vernahm die Nähe seines ärgsten Feindes, des Grafen Grahame.

»Das ist Grahame«, rief er, »ich bin verloren!«

Merkwürdigerweise verloren in diesem furchtbaren Augenblick die Damen die Fassung und Geistesgegenwart nicht.

Durch das Tor zu entkommen, war unmöglich. Der König hätte sich über die Leichen seiner Feinde bahnen müssen. Um die Verwirrung noch ärger zu machen, erinnerte man sich nun auch noch, dass das Tor gar nicht verschlossen war. Schnell eilte eine der Damen fort, um dasselbe noch rechtzeitig zu verschließen, aber, war es eine Versehen oder Verrat, man konnte es nie erfahren: Sie fand den Querbalken nirgends, welcher vor das Tor gelegt werden sollte. Sie erkannte bereits, wie die königsmörderische Schar schon gegen das innere Tor herandrängte.

Sie wusste sich nicht mehr zu raten und zu helfen und versuchte dieses und jenes, nur um dem König Zeit zu verschaffen, sich zu retten oder ein Versteck zu finden. Endlich, da es ihr anders unmöglich war, den Andrang der Feinde noch länger hinzuhalten, steckte sie in ihrer heldenmütigen Aufopferung für den König, ihren schwachen, zar-

ten Arm in den Ring des Tores, um so die Rotte noch eine Zeit lang abzuwehren. Aber ein mächtiger Stoß von außen, ein Stück des Tores und der ganze Arm der braven Dame war zerschmettert und zerquetscht. Mit höllischem Gelächter stürzte die von Spirituosen erhitzte, gefühllose Schar über die Unglückliche hin und drängte dem Saal zu, wo sich der König mit den übrigen Damen befand.

Der König wusste Anfangs in seiner Ratlosigkeit nicht, was er beginnen sollte. Wild und wilder tobten seine Feinde, welche nach seinem Blut lechzten, an dem Tor. Ein herzbrechender Schrei verkündete, dass auch der letzte Damm, der Arm der edelmütigen Hofdame, zerschmettert war. Schon stürmten die Elenden über die Stiege heran, und noch immer keine Rettung. Da erinnerte sich der unglückliche König, dass der Boden des Saales hohl sei.

Man konnte hier eine Tafel des viereckig getäfelten Fußbodens hinwegnehmen und gelangte dann durch eine geheime Treppe in den Keller des Klosters. Im Nu schlüpfte Eduard hinunter, während seine Gemahlin die Öffnung ebenso schnell wieder verdeckte. Kaum fand sie mehr Zeit dazu, denn fast im nämlichen Augenblick stürmte die Mörderrotte schon durch die Tür herein. Nun erkannte sie die Königin. Es waren lauter Hochadlige und Grafen, die durch ihren Übermut den Zorn und die Strafe des Königs sich zugezogen hatten.

Wie Spürhunde durchsuchten sie alle Ecken und Winkel des Zimmers. Da sie trotzdem nichts entdecken konnten, fielen einige wütend über die Königin her und hätten sie wohl ermordet, wenn die Besseren dieser Rotte es nicht unter ihrer Würde gefunden hätten, sich mit Frauen, statt mit Männern zu schlagen.

O wie leicht atmete nun die Königin auf, als sie bemerkte, dass sie das Versteck ihres Gemahls nicht entdeckten und sich bereits anschickten, abzuziehen und die übrigen Räumlichkeiten zu untersuchen. Wie dankbar blickte sie zum Himmel empor, als der Letzte von ihnen den Saal verließ. Sie wollte hinstürzen zu der Öffnung und zum Gemahl eilen, da kehrte plötzlich noch einmal einer von der Mörderschar zurück, um sich seinen Speer zu holen, welchen er vergessen hatte. Unglücklicherweise wollte es das böse Geschick des Königs, dass dieser Mensch – er wurde Graf Athol genannt – auf jene Tafel des Bodens trat, welche die Treppe verbarg. Da die Königin nicht mehr Zeit gefunden hatte, das Brett wieder sorgfältig hinzulegen, wurde er umso leichter aufmerksam, als das Brettchen seinem Tritt nachgab und dumpf und hohl widerhallte. Mit Spannung und in größter Hast hob er das Brett hinweg und entdeckte nun die geheime Stiege. Ein leiser, verzweifelter Aufschrei der Königin bestätigte dem Elenden nur, dass er wirklich das Versteck des Königs gefunden hatte. Als nun die unglückliche Fürstin dem königsmörderischen Grafen zu Füßen stürzte und seine Knie umfassend flehend ihn bei allem beschwor, was dem Menschen heilig ist, hatte er nichts für die arme Frau als Hohngelächter und einen blitzenden Dolch, wenn sie ihm nicht gleich Platz und Weg räumte. Sie sank ohnmächtig zusammen, ohne von der folgenden Szene mehr etwas zu vernehmen.

Athol aber, als er sich die Königin aus dem Weg geschafft hatte, rief sogleich seinen Bruder und beide stiegen nun die Treppe hinunter. An der Kelleröffnung, durch welche nur ein Mann hinunterschlüpfen konnte, ließen sie eine Fackel hinab und bemerkten nun beim Schein derselben den Kö-

nig, wie er sich in eine Ecke des Kellers drückte. Schnell sprang Athol mit blankem Dolche durch die Öffnung hinunter und stürzte auf den König. Als nun Eduard bemerkte, dass hier an ein Entweichen unmöglich mehr zu denken war, denn die Kelleröffnung zum Hof hinaus hatte er unglücklicherweise wegen des Ballspieles vermauern lassen, wollte er sein Leben wenigstens so teuer wie möglich verkaufen und empfing den Grafen mutig und entschlossen, obwohl er ihm ohne irgendeine Waffen entgegentreten musste. Aber stark und kräftig, wie Eduard war, wusste er alsbald den Vorteil über seinen Gegner zu gewinnen und schleuderte ihn mit solcher Gewalt an die Wand, dass er eine Zeit lang vergaß, sich wieder aufzuraffen. In diesem Augenblick war aber auch Athols Bruder herbeigekommen und stieß dem König, welcher eben den ersten Gegner niederwarf, den Dolch in den Leib. Eduard sank auf die Knie, da er sich aufrecht zu halten nicht mehr imstande war und erwehrte sich in dieser Stellung so viel möglich seines neuen Gegners. Da jedoch unterdessen auch Athol sich wieder emporraffte und so dem König keine Aussicht auf Rettung übrig blieb, bat er die Mörder, sie möchten ihm wenigstens noch einen Priester gewähren, dass er seine Sünden beichte. Aber hohnlachend zückte Athol seinen Dolch und stieß ihn hochgeschwungen mit wohlberechnetem Stoß bis an den Griff in das Herz des unglücklichen Königs mit den Worten: »Hier, Tyrann, hast du einen Priester, dem magst du beichten!«

Nachdem die fluchwürdige Tat verübt war, eilten die Mörder und ihre Kumpane in die Gebirge zurück, um sich dort für die erste Zeit im Versteck zu halten.

Die Königin jedoch, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte

und erfuhr, welch schreckliche Tat an ihrem Gemahl vollbracht worden war, schwor den Mördern furchtbare Rache und sie ruhte nicht eher, bis sie die Verbrecher in ihre Gewalt bekommen hatte.

Grahame musste nun seinen Verrat schrecklich büßen. Ihm wurde das Fleisch buchstäblich mit Zangen vom Leib gerissen und die Marter nur eine Zeit lang ausgesetzt, um ihm fühlen zu lassen, wie auch sein Sohn unter den gleichen Qualen gleich darauf enden sollte. Dann wurde sein Körper wieder zerfleischt, bis er endlich seine verräterische Seele aushauchte. Nicht viel besser ging es den Übrigen, welche in die Gewalt der Königin fielen. Athol wurde enthauptet, weil man mit seinem hohen Alter Erbarmen trug. So starb der zweite König aus dem Hause der Stuart. Sein einziger Sohn bestieg nach ihm den Thron. Von den Bergen aber in der Nähe des Klosters vernahm man gar jämmerliches Trauergewimmer, viel Jammerns und Klagens um Mitternacht. Es waren dies die Hexen von Forres und ihre Führerin, diejenige, welche den König am Fluss Earn gewarnt hatte.

